

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 42 (1962-1963)
Heft: 1

Artikel: Aus den Briefen des Generals Emil zu Sayn-Wittgenstein (1825-1878)
Autor: Sayn-Wittgenstein, Emil zu / Sayn-Wittgenstein, Franz zu
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161335>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus den Briefen des Generals Emil zu Sayn-Wittgenstein (1825—1878)

ÜBERSETZT UND KOMMENTIERT
VON FRANZ PRINZ SAYN-WITTGENSTEIN

Einführung

Deutschland im 19. Jahrhundert. Welche Fülle von Erscheinungen im öffentlichen und geistigen Leben tritt uns entgegen, welche politischen Umwälzungen, beginnend mit der Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, endend mit der Gründung des Bismarckschen Kaiserreiches, erschütterten die Nation. Dazwischen die Herrschaft Napoleons, die Revolution von 1848, der Dänische Krieg, die Kriege von 1866 und 1870/71.

Noch war in diesem Jahrhundert das politische Leben von einer alten Aristokratie beherrscht, die zäh an ihren überkommenen Traditionen festhielt und sich nur widerwillig der allmählich fortschreitenden staatlichen Entwicklung beugte. Goethe sagt im «Wilhelm Meister»: «Alles Vornehme ist eigentlich ablehnender Natur.» Das trifft auf den Edelmann des vergangenen Jahrhunderts in dem Maße zu, als er den reservierten Typus einer alten Gesellschaftsschicht darstellt, deren Grundlagen bedroht waren.

Als Angehöriger eines alten Geschlechtes hatte Emil Sayn-Wittgenstein enge Verbindungen zu allen großen Familien Deutschlands. Durch den Vater, hessischer General, Präsident und Kriegsminister des Deutschen Bundes in Frankfurt und leitender Staatsminister von Nassau, stand er in besonders freundschaftlichem Verhältnis zum Darmstädter Hof. Durch die Zarin Marie, eine hessische Prinzessin, und die russischen Verwandten Wittgenstein bestanden enge Verbindungen zum russischen Kaiserhof, und in russischen Diensten führte Emil ein bewegtes und interessantes Leben. Er starb 1878 mit 54 Jahren als General und Generaladjutant des Zaren.

Vor allem war er Aristokrat. Er kann sein Geschlecht bis in das 11. Jahrhundert zurückführen und ist stolz darauf. Er gehört einer Aristokratie besonderer Art an, nämlich einer ehemals reichsunmittelbaren Familie, die als souveräne Landesherrn ihre kleine Grafschaft im Rothaargebirge regierte, deren Souveränität aber mit der Auflösung des alten Reichs 1806 aufgehoben wurde. Den meisten wird es gehen wie Napoleon I., der bei seiner Neuordnung der deutschen Länder sagte: Ich weiß nicht, wo Wittgenstein liegt, aber ich schenke es dem Landgrafen von Hessen.

E. Vehse schreibt in seiner Geschichte der kleinen Höfe: «Das Haus Sayn-Wittgenstein, wo dickes westphälisches und leichtes rheinisches Blut sich gemischt hat, aus welcher Mischung nach der Theorie der Racenkreuzung eine eigentümliche Race hervorgegangen ist, sehr westphälisch racestolz, sehr willkürlich landesherrlich, sehr kindergesegnet und sehr derangiert. Kein westphälischer Geschlecht hat so viel Originale hervorgebracht, keines hat so viel von sich reden machen in Deutschland und neuerdings auch in Rußland.» Und er fährt fort, auch über die Eltern Emil Wittgensteins seinen Spott zu ergießen und fällt ein hartes Urteil über ihre Freundschaft zum Prinzen Emil von Hessen. «Dieser Herr», so schreibt er, «der sehr reich war, verheiratete das schöne Fräulein Franziska einundzwanzigjährig mit seinem sehr armen Freunde, dem Prinzen August zu Wittgenstein, und die böse Welt in

Westphalen sagt, daß die schöne Franziska nach wie vor in bestem Einvernehmen mit dem Prinzen blieb. Noch nach dreißig Jahren, 1852, lebten wenigstens beide Herren mit der schönen Dame auf Schloß Carlsburg und in Wiesbaden viele Wochen lang in einem merkwürdigen Triangularverhältnis, in größter Intimität wie in einer Familie zusammen.» Emil Wittgenstein suchte zeitlebens die Verbindung der Überlieferungen mit dem neuen Geiste, der in Deutschland herrschte, mit den Traditionen, in denen er wurzelte, wieder herzustellen. Es konnte ihm nicht gelingen. Er hatte ein ausgeprägtes Empfinden für das ihm nicht Zusagende, die Fähigkeit zur Kritik und zur Ablehnung, die das aristokratische Element jener Zeit charakterisiert.

Man mag glauben, daß der Fülle von Korrespondenzen des schreibfreudigen 19. Jahrhunderts nichts Nennenswertes mehr hinzuzufügen sei, doch erscheinen mir die Briefe Emil Wittgensteins eine reizvolle Ergänzung der Berichte für das Leben der damaligen Zeit, vor allem für das kaiserliche Rußland zu geben, von dem Bismarck sagte, es besitze die vornehmsten, europäisch gebildeten Grandseigneurs, die nicht nur gut und geläufig französisch, sondern auch deutsch sprächen und der Crème der europäischen Gesittung angehörten.

Der junge Emil wurde auf das liebenswürdigste von ihr aufgenommen. Die ausnahmslos französisch geschriebenen Briefe geben uns lebhaft und sehr anschauliche Zeitbilder, eine Fülle von Einzelheiten, vor allem Schilderungen der russischen Feldzüge, der Natur und der Volksbräuche. Es sind Briefe der guten, alten Art, ausführliche Berichte über alles Erlebte, tagebuchartig durch die Jahre fortgeführt. Daß sie nicht geschrieben wurden, um veröffentlicht zu werden, sondern daß es sich um Briefe handelt, die frischweg an die Familie und Freunde gerichtet sind, das macht ihren besonderen Reiz aus und verleiht ihnen die frische Natürlichkeit.

Die Persönlichkeit des Briefschreibers tritt aus diesen Berichten klar hervor. Er hatte zweifellos einen außergewöhnlichen Charme, der ihm bald die Herzen gewann; er hatte einen ausgedehnten Freundeskreis in Europa, er war beliebt und angesehen bei der kaiserlichen Familie, und der Zar bewies ihm besonderes Vertrauen, als er ihm während des polnischen Aufstandes 1863 ein Gouvernement anvertraute.

Lassen wir diese Briefe zu uns sprechen, so ersteht vor unseren Augen eine längst versunkene, abenteuerliche und ritterliche Zeit.

Am Hofe von St. Petersburg

Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts gewann die Macht Rußlands immer mehr an Bedeutung. Rußland war ein junges und unverbrauchtes Land; ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten und daher das Ziel für Auswanderer und Abenteurer aller Nationen, aber auch für ehrgeizige junge Leute, deren Fähigkeiten sich in den engen deutschen Verhältnissen nicht recht entwickeln konnten. Es war das Jahrhundert großer russischer Dichtung, der Puschkin, Leskow, Gogol, Turgenjew, Dostojewskij und Tolstoi.

Neben Paris war St. Petersburg die glänzendste Hauptstadt der Welt. Man tat dort alles, um europäisch zu erscheinen und den Westen womöglich noch zu übertreffen. In dieser Stadt, dem Mittelpunkt eines halb europäischen, halb barbarischen Reiches, lebten nebeneinander die entnationalisierte russische Aristokratie und die Ausländerkolonien. Die Gesellschaft war von fremder Bildung abhängig, ja es gab Leute, die nicht einmal russisch sprechen konnten. Russen, Tataren, Schweden, Deutsche, Franzosen, Engländer, Polen, Perser, Armenier lebten dort friedlich zusammen. Petersburg war die kosmopolitischste Stadt Europas.

Kein Wunder, daß der junge Emil Wittgenstein von seinem ersten Aufenthalt in der Hauptstadt begeistert war und ihm sein späterer Eintritt in russische Dienste leicht fiel.

Nach dem Besuch des Darmstädter Gymnasiums trat er, noch keine siebzehn Jahre alt, als Secondeleutnant in das Garderegiment Chevauxlegers ein. Im März 1841 begleitete er

seinen Paten, den Prinzen Emil von Hessen, und seinen Freund, den Prinzen Alexander von Hessen, späteren Prinzen von Battenberg, zu den Hochzeitsfeierlichkeiten des russischen Thronfolgers mit Marie von Hessen nach Petersburg.

Die Reise ging über Berlin, wo der 17jährige junge Mann sich ausgezeichnet unterhielt, wie er seiner Mutter im März 1841 schreibt:

«...Ich habe sehr interessante Bekanntschaften gemacht: den berühmten Alexander von Humboldt, den russischen Feldmarschall Wittgenstein, der das Großkreuz des St.-Georgordens trägt und dessen Portrait ich Dir schicke, seine Söhne und seine Schwiegertochter, deren Bildnis wir bei Horace Vernet gesehen haben.

Der Minister Wittgenstein ist beinahe wie ein Vater für mich; ich besuche ihn auch alle Tage, denn ich liebe ihn sehr. Ich wurde dem König vorgestellt, der charmant war; der Königin, die sehr liebenswürdig zu mir ist, und die sich sehr nach Dir erkundigt hat; den anderen Prinzen und Prinzessinnen, was sehr langweilig war. —

Berlin ist sehr unterhaltend, die Gräfin Redern immer vergnügt. Die beiden Großherzoginnen (Mecklenburg) sind so freundlich zu mir, daß ich zufrieden bin, wenn sie mich nicht bemerken; Frau Schäfer ist mütterlich, mit einem großen roten Pickel auf der Nase.

Ich wohne in einer Straße, die sehr an die Boulevards erinnert und «Unter den Linden» genannt wird. Sie führt auf das Brandenburger Tor. Die Bevölkerung ist sehr drollig, besonders diejenigen, die man ‚Eckensteher‘ nennt.»

Eine ganz andere Beschreibung von Berlin gibt die russische Fürstin Wittgenstein:

«In dieser Epoche war Berlin weit entfernt der glänzenden Hauptstadt von heute zu ähneln. Seine engen, von fauligen Bächen gesäumten Straßen waren mit Schmutz bedeckt und der Tummelplatz vieler Mäuse und Ratten, die dort bequemlich schmausten und umhersprangen. Die Allee unter den Linden bildete die Ressource der Gaffer, die Geschäfte waren mittelmäßig, Komfort unbekannt und Eleganz gar nicht vorhanden.»

Wie anders war das Leben in St. Petersburg. Dort genoß der junge Mann rauschende Feste und freundliche Aufnahme am Zarenhof, wo auch sein Vater als Spezialgesandter sich aufhielt und interessante Berichte über die innerpolitischen Verhältnisse und die große Hungersnot in den inneren Provinzen nach Darmstadt gab.

Feste, Paraden und Empfänge jagten einander, und Emil war viel zu jung, um bei einem Leben an solch glänzendem Hof die krassen Gegensätze innerhalb Rußlands zu erfassen. Im Juni 1841 erlebte er den Einzug des Thronfolgers in Moskau.

«Wir sind gestern in Moskau angekommen, wo wir uns ausgezeichnet unterhalten haben. Das ist eine ganz besondere Stadt, sehr pittoresk und von einer unermeßlichen Weitläufigkeit. Alle Häuser sind mit Blei gedeckt, braun oder grün gestrichen, Farben, welche die Russen sehr lieben, und man findet selten eines, das mehr als ein Erdgeschoß oder ein Stockwerk aufweist. Daneben

kleine Holzhütten mit Papierfenstern und Dächern, die den Regen hindurchlassen, und die Bürgersteige möchte man dahin schicken wo der Pfeffer wächst — wenn man könnte.

Die Straßen bieten einen ganz besonderen Anblick. Alle diese kleinen Häuser sind buntscheckig in allen Farben bemalt, in rot, blau, grün oder grau. Neben jedem Haus ist ein Hof, einige Bäume und zumindest eine Einfahrt, größer als das Haus selbst. Vor den Läden befinden sich sonderbar gemalte Bilder, die den Beruf des Ladeninhabers anzeigen. In jeder Straße sind einige kleine Kirchen mit Bildwerken und grünen oder vergoldeten Kuppeln. Hier und da ein Palais oder ein öffentliches Lokal zwischen Hof und Garten, daneben eine Holzhütte, und aus einem ihrer Löcher kannst Du eine bärtige Gestalt treten sehen, die Dir mit der Miene eines guten Kindes zuruft: S'Drasteje! Guten Tag!

Einmal stieg ich auf den berühmten Turm Iwan-Welicky, dessen Kreuz die Franzosen 1812 entführt haben, und ich kann Dir kaum die herrliche Aussicht beschreiben, die man von dort oben genießt. Da der Glockenturm im Zentrum der Stadt und des Kremls steht, kannst Du Dir das Schauspiel vorstellen, das sich den Augen bietet. Diese Stadt, von 40 Werst Umfang, breitet sich wie ein Panorama unter den Mauern des Kremls aus, zu dessen Füßen sich die Moskwa schlängelt, bedeckt von Handelsschiffen. Das Meer von grünen und braunen Dächern, aus denen wie Inselchen die unzähligen goldenen Kuppeln mit ihren in der Sonne blitzenden Drei-Balkenkreuzen aufsteigen; der riesige Basar, der größte, den es gibt, und der selbst an eine Stadt erinnert; der Verkehr und das Getriebe in den Straßen und das selten unterbrochene Geläut des Glockenturms. Füge diesem Bild die schöne Landschaft hinzu, die den Horizont begrenzt, übersät von Landhäusern und Holzdörfern, so bildet alles das einen Anblick, den man nirgends sonst findet. Der Kreml ist herrlich; er ist eine Stadt, die wenigstens 10 000 Einwohner enthält. Wir wohnten hier in einem der Haupthäuser und hatten alle Tage, ab 6 Uhr früh, das Geläut des Iwan Welicky, welches uns weckte. Es gibt hier eine riesige Glocke, die vor 100 Jahren vom Turm fiel. Sie hat die vierfache Höhe eines Mannes, und leicht würde ein zweispänniger Wagen in ihr Platz finden.

Es machte Vergnügen, die Begeisterung des Volkes während des Einzugs des Thronfolgers und seiner Gemahlin zu sehen. Ich sah einen Mann, der sich von allen Pferden des Gefolges treten ließ, nur um näher an den Wagen zu gelangen und sein Hurra näher beim Thronfolger zu rufen. Als ein anderer Mann mit würdigem Bart den Kaiser vorüberfahren sah, weinte er vor Freude und schrie mit weit aufgerissenem Mund so laut Hurra, daß uns die Ohren gellten. Als ein vor mir reitender Zirkassier aus dem Gefolge des Kaisers sah, daß er von neuem schreien wollte, stieß er ihm zum Vergnügen seine, mit einem Eisenhandschuh bekleidete Faust in den Mund, was sehr weh getan haben muß; aber die Begeisterung des braven Mannes war so groß, daß er nicht ein-

mal den Stoß in seine Zähne fühlte und, den Kaiser betrachtend, sagte: Unser aller guter Vater!

Die Frauen warfen sich nieder und küßten die Erde. Andere machen das Zeichen des Kreuzes, und trotz der Nagaika- und Knutenhiebe, welche die Kosaken trotz des kaiserlichen Verbots freigiebig austeilten, war das Gedränge so groß, daß ich und die anderen zu Pferd folgenden Offziere kaum vorankommen konnten.

Graf Benkendorf, der sich neben dem Wagen hielt, fand sich so bedrängt, daß sein Pferd von der Erde emporgehoben wurde und er sich vorbereitete abzuspringen, im Glauben, jeden Augenblick umgeworfen zu werden. Aber ich habe nie eine artigere Bevölkerung gesehen. Die ganze Menschenmasse drängte sich ohne einen Fluch, ohne einen Faustschlag, und die vorderen, von den hinteren gedrückt, baten uns um Verzeihung, wenn sie unter die Pferde gerieten. Prinz Emil (von Hessen) ritt über die Körper von zwei Männern, und ich konnte dasselbe nur verhindern, indem ich mein Pferd einen Satz über einen Neugierigen machen ließ, der vor seine Hufe gefallen war. Nichts Feierlicheres konnte man hören als das Getöse der Tausenden von Glocken in der Stadt, begleitet vom Jubel des Volkes, dem Donner der Kanonen und der Militärmusik, welche die russische Hymne spielte.

Es gibt nichts seltsameres, als eine Moskauer Menge zu beobachten. Die Mannigfaltigkeit der Kostüme ist ausnehmend hübsch. Da gibt es Angehörige aller Völkerstämme: Russen in langen Gehröcken, Perser mit spitzen Mützen, Tataren mit rasierten Köpfen, Türken, Armenier, Lesghier, Griechen, Kalmüken, Inder mit weiß gemalten Nasen, und ich weiß nicht, wie viele andere noch.

Die Kaiserin ist sehr liebenswürdig und so gut zu mir, daß ich sie von Herzen liebe. Die Kaiserin stellte mich der Großfürstin Maria Nikolajewna mit den Worten vor: Das ist der kleine Emil Wittgenstein, ein großer Leichtfuß, der aller Welt den Hof macht, sich für sehr weltmännisch hält und französisch spricht wie ein Engländer.»

Die Erlebnisse in Rußland hatten einen tiefen Eindruck hinterlassen, so daß es ihn immer wieder dorthin zurückzog.

In russischen Diensten

Nach Darmstadt zurückgekehrt fand sich Wittgenstein als Flügeladjutant des Großherzogs pensioniert, weil seine extrem konservative Haltung dem demokratischen Minister Grafen Lehrbach unangenehm geworden war. Der junge Herr sympathisierte mit dem Zarismus, der ihm eine Garantie althergebrachter feudaler Zustände zu gewähren schien. Sein Pate, Prinz Emil von Hessen, verwandte sich für ihn beim Zaren, und 1849 trat Wittgenstein in ein kaukasisches Dragonerregiment ein. Seiner Mutter schrieb er bald nach seiner Ankunft aus St. Petersburg: «On se figure être dans un paradis ici, n'entendant plus parler de März-

errungenschaften, de prolétaires et de peuple souverain et mon seul désir serait encore de vous savoir tous hors de la fange démocratico-constitutionnelle de notre pauvre patrie.» Daß sein Vater das Kriegsministerium der Paulskirchenregierung übernommen hatte, beunruhigte ihn tief, und ein Stein fiel ihm vom Herzen, als der Vater ihn beruhigte und der Zar bemerkte, daß unter Prinz August Ludwig die Dinge in Deutschland sich zu Besserem wenden könnten.

Fürst Woronzow, der Statthalter des Kaukasus, nahm ihn als Adjutanten mit sich. Bis 1852 blieb Emil fast beständig bei den gegen die Bergvölker kämpfenden Truppen, oft mit selbständigen Kommandos betraut. Bei dieser Gelegenheit lernte er Eriwan, den Araxes und die ihm später so vertraut gewordene Umgebung des sagenumwobenen Ararat kennen. Als er wieder in St. Petersburg eintraf, ernannte ihn der Zar zum Flügeladjutanten. Seine Briefe sprechen von der großen Verehrung und fast schwärmerischen Liebe zu Zar Nikolaus und seinem Nachfolger Alexander II. 1854 nahm er am Krimkrieg teil und führte von Eriwan aus ein Bataillon und eine Schwadron Donkosaken auf längerem Streifzug nach Bagazid, durch einen Teil des alten Armeniens und über die schwierigen Pässe des Hadj-Gedük-Gebirges und kam, Teile der irregulären türkischen Truppen vor sich hertreibend, bis an den Euphrat und in die Nähe von Mossul.

Dort begegnete ihm der Häuptling eines Kurdenstammes, Goro Aga, der ihm den Steigbügel küßte und seine Dienste gegen die Türken anbot. Emil sandte ihn zum kommandierenden General, Fürst Bebutow, nach Alexandropol, wo er selbst den Winter verbrachte. Im Laufe des Winters übernahm General Murawiew den Oberbefehl und Emil, kurz vor Beginn des Feldzuges von Kars, das 1. kaukasische Kosakenregiment, welches er während dem acht Monate währenden Feldzug führte. Kaiser Alexander ließ ein für Emil besonders glückliches Gefecht malen und in der Galerie für russische Waffentaten im Winterpalais zu Petersburg aufhängen. Nach Einnahme der Festung Kars bezog er Winterquartiere am Ararat und war vier Wochen Gast des Patriarchen Narses in dem berühmten Kloster Etschmiadzim. 1856, nach Beendigung des Krimkrieges, wurde er mit den Friedensratifikationen zum Botschafter Orlow nach Paris geschickt.

Hier lernte er die rumänische Prinzessin Cantacuzenos kennen und heiratete sie. Zwei Monate später nahm das junge Paar an der Krönung Kaiser Alexanders II. teil und reiste dann in Begleitung des Feldmarschalls Fürsten Bariatinski von Nischni-Nowgorod bis Astrachan die Wolga hinab und über das Kaspische Meer in den Kaukasus, wo Wittgenstein den Dienst wieder aufnehmen wollte. Als seine Schwiegermutter erkrankte, bewilligte ihm der Zar einen unbegrenzten Urlaub, und Emil zog mit seiner Familie nach Neapel. Dort beschäftigte er sich mit Archäologie und machte ergiebige Ausgrabungen, vor allem in Cumä und St. Agatha. Später lebte er in Wiesbaden, in Schlitz bei seinem Schwager, dem Grafen Görtz, oder auf dem Gute seiner Frau Fontaneli in Rumänien, das nach dem letzten Krieg enteignet worden ist. Als in den fünfziger Jahren die Donaufürstentümer Moldau und Wallachei zu einem Staate, dem späteren Rumänien, vereinigt werden sollten, wurde auch Wittgenstein in den Zeitungen als Anwärter auf den Thron genannt.

Nachitschewan, 8. November 1851 (an Prinz Emil von Hessen)

«Ich schreibe Dir diese Zeilen, umringt von persischen Mützen, von Calyans (persischen Wasserpfeifen), Feldjägern, Distrikchefs und Polizei, Kurieren, tatarischen Begg und Khans, die mir Bericht erstatten, und denen ich, wie der Hauptmann von Kapernaum, bloß zu sagen brauche: Geht! damit sie verschwinden. Ich bin im Augenblick eine große Persönlichkeit, Elefantenführer des außerordentlichen persischen Gesandten Sader-Mahmut-Hussein. Zu mei-

dem Vergnügen habe ich aus meinem Fenster eine weite Sicht auf den prachtvollen, schneebedeckten Ararat, auf dem sich noch nach Aussage der Landesbewohner die von Engeln bewachte Arche Noah befindet. Die ältesten, aus vorchristlicher Zeit stammenden armenischen Chroniken berichten, daß Noah sich hier niederließ und seinen Weinberg anlegte. Hier befindet sich auch des Grab dieses großen Fässer- und Flaschenheiligen. Ich schlug meinem Gesandten vor, es zu besuchen, aber er antwortete mit großer Sicherheit, daß sich Noahs Grab mit denen der heiligen Propheten Ali und Omar in Bagada befände und daß er selbst es aufgesucht habe, als er die Wallfahrt nach Bagdad machte. Dem wußte ich nichts zu antworten, und da das Grab einige Werst entfernt liegt und Sader Mahmut-Hussein mich keinen Augenblick allein ließ, mußte ich meinen Plan aufgeben. . . Ich bin enttäuscht, aber vielleicht wird es ein anderes Mal gelingen. Übrigens ist der Gesandte ein heiliger Mann, ein Nachkomme des Propheten, der dreimal am Tag betet. Er erhebt sich eine Stunde vor Tagesanbruch, um gewaschen und bereit zu sein, damit die Sonne während des Gebetes aufgeht. Gestern empfing ich ihn mit zahlreichem Gefolge und vielen Komplimenten an der persischen Grenze bei Djulfa am Araxes, wo ich zwei Tage in einem elenden persischen Dorf auf ihn gewartet hatte. Ich war erstaunt, in jedem Zimmer eine ölgefüllt Phiole anzutreffen und war wenig beruhigt, als ich hörte, das Öl sei das beste Mittel gegen die Stiche der Skorpione und Taranteln; ein Beweis, daß es deren viele in diesem Land gibt. Ihre Zeit ist jedoch vorüber. Man zeigte mir 3 Zoll lange Skorpione. Die Einwohner machen sich ein Vergnügen daraus, sie miteinander kämpfen zu lassen. Ihr Stich ist oft tödlich, wenn das Hauptmittel Öl nicht beizeigen angewendet wird. Der Hausherr sagte mir, daß im Sommer kein Tag verginge, ohne daß man eines oder zwei dieser indiskreten Tiere in den Zimmern fände.

Ich verspürte den kaum bezähmbaren Wunsch, persischen Boden zu betreten. Nicht weiter als ein Steinwurf lag, weithin gestreckt, dieses merkwürdige Land vor mir, mit seinen Schneebergen in der Ferne, mit großen Karawanen von Kamelen, Pferden und Ochsen. Bedeckt mit Schabracken mit langen Wollquasten, beladen mit Warenballen zogen sie langsam auf der Straße nach Tauris, das nur 40 Meilen von Djulfa entfernt ist, dahin. Aber meine Instruktionen verboten mir, das Land zu verlassen, und ich mußte mich begnügen, Persien aus der Ferne zu betrachten. Ich möchte unbedingt in dieses seltsame Land zurückkehren, das, außer archäologischen Schätzen, eine sehr gute Jagd besitzt: Hirsche, Rehe, Wildschweine, Gazellen, Bären und Schakale. Es wimmelt von Hyänen; man hört sie die ganze Nacht heulen. Es gibt viele Leoparden und vor allem auf dem Ararat Steinböcke, Muflons, Gamsen, nicht zu reden von Geiern und Adlern aller Arten, die zu Dutzenden über den Dörfern kreisen.

Um zu meinen Hammeln, den Persern, zurückzukommen, so trafen sie gestern morgen in großer Gesellschaft hier an der Grenze ein, in von Maultieren

getragenen Palankinen und Karossen aus dem vergangenen Jahrhundert, bemalt mit persischen Arabesken. Einige kamen zu Pferd oder zu Fuß, eskortiert von Soldaten in Pantoffeln, weiten weißen arabischen Hosen, blauen Uniformröcken, roten Kollern und weißem Lederzeug; alles dies überragt von riesigen persischen Mützen. Es sind die drolligsten Soldaten, die man sehen kann: schmutzig und zerlumpt. Ginge ich die Arche Noah suchen, so würde sie nicht ausreichen, ihr Gepäck aufzunehmen: Teppiche, Betten, für jeden ein Dutzend Kleider, Zuber, Batterien von Küchen, Vorräte, Laternen und tabakbeladene Pferde.

Während ich wartete, ließ ich den ganzen unnötigen Plunder durch Ochsen, Pferde und Maultiere nach Tiflis bringen. Der Gesandte und sein Gefolge setzten mit der Fähre über den Araxes. Zuerst überbrachte ich ihm, dann seinem Dolmetscher Beglarow und dem diplomatischen Kurier Mohamed-Aga, abgesehen von den Distrikchefs und den Befehlshabern der Militärstationen, die Grüße des Fürsten Woronzow, und dann setzten wir uns in Marsch. Der Gesandte hatte mich seinem Gefolge vorgestellt, das in dem Generalleutnant in Pantoffeln und Schlafrock, Mohamed Pascha, dem jungen, in Paris erzogenen Dolmetscher Taia-Khan und dem Sekretär Mirza bestand. Dieser letztere, wie auch der Gesandte und alle Bedienten sind echte Perser, mit rotgefärbten Fingernägeln, reich bekleidet mit goldgestickten persischen Schals. Die beiden andern sind schon zivilisiert und deshalb ganz lächerlich.»

Bash-Nuradjin, 9. November 1851

«Ich setze meinen Brief in einem kleinen persischen Dorf fort, wo wir die Nacht beim Fürsten Halil-Beg verbringen, einem braven Mann, der mich salbungsvoll begrüßte, und der sich, trotz meiner Aufforderung, Platz zu nehmen, aus Respekt nur auf den Boden niederhockte. Er gab uns ein sehr reichliches Diner, das aus acht verschiedenen Pilafs, unzähligen Ragouts und gesüßten Suppen bestand — eine fader als die andere — die man mit Sorbet begoß. Das Diner wurde auf persische Art in kleinen Töpfen und Näpfen auf Teppichen am Boden serviert. Als Servietten gab es weiche Matzen, die gleichzeitig als Brot wie auch zum Abtrocknen der Hände dienten. Der ‚Scherbet‘, in dem ein großer geschnitzter Holzlöffel schwamm, der von uns allen als Glas gebraucht wurde, füllte große Porzellan- und ziselierte Kupferbecken. Die Gesellschaft hockte am Boden und aß mit den Fingern. So verläuft ein persisches Diner, wie ich es als ‚Mechmendar‘ des Sader-Mahmut-Hussein einnehmen muß, weil er nur auf seine Art essen will, nicht wagt, etwas anzurühren, was von einem Christen zubereitet ist, und der mich jedesmal so dringlich auffordert, daß ich nicht ablehnen kann. Er setzt mir dann eine Schüssel vor, die er mit den Fingern unterschiedslos mit allem, was ihm unter die Hände kommt — süß oder

sauer — anfüllt. Ich muß es essen. Ich spreche nicht von dem bitteren Kaffee in kleinen, silbernen, eierbecherförmigen Tassen und vom Calyan (Pfeife), der von Mund zu Mund geht. Das muß ich mehrere Male am Tag aushalten.

Um auf den Empfang zurückzukommen, den ich ihm in Djulfa bereitete, so ließ ich ihm das Zollhaus auf persische Art herrichten, das heißt die Möbel herausnehmen und durch Teppiche ersetzen. In großer Zeremonie geleitete ich ihn dorthin und bot ihm, wie es die Etikette vorschreibt, Zuckerbrot und scheußliche Bonbons an, die ich in Eriwan hatte kaufen lassen und die nach Seife rochen. Ich bat ihn zunächst um Verzeihung, daß die Unterkunft zu klein sei, und er antwortete: ‚Der Stall eines Freundes gilt mir mehr als der Palast eines Feindes‘. Dann entschuldigte ich mich für die schlechten Bonbons, worauf er erwiderte: ‚Die Süßigkeit Deiner Freundschaft ist mir lieber als alle Bonbons.‘ Als er sah, daß ich erkältet war, sagte er mir, er würde Tag und Nacht trauern, bis ich wiederhergestellt wäre. Darauf antwortete ich: ‚Der Schatz Deines Wohlwollens wird mich schneller heilen als irgendeine Medizin!‘ Überdies wünschte er mir, ‚daß mein Schatten sich niemals verringern möge‘. Auf diese unterhaltsame Weise, an der Erde sitzend, unterhält man sich in Persien. Er wird großen Eindruck in Petersburg machen, vorausgesetzt, daß man ihn nicht zu sehr verspottet, denn er ist ein braver Alter, voller Freundlichkeit für mich, so sehr sogar, daß er mich kaum aus dem Zimmer gehen läßt. Ich überschütte ihn mit Liebenswürdigkeiten und Sorge für ihn wie für eine schöne Frau. Er färbt seinen langen Bart schwarz, raucht einen prachtvollen goldenen, mit Diamanten besetzten, von Perlenketten umwundenen Calyan, dessen Mundstück aus einem Smaragden besteht, und er reicht mir immer das Mundstück, ehe er selbst es benutzt. Das kleine Fenster des Reise-wagens, den ich ihm besorgt habe, hat er eingeschlagen, damit sein Diener, der hintenauf sitzt, ihm jederzeit das kostbare Mundstück hineinreichen kann. Die Postpferde bezahlt er nicht, obwohl er genügend Geld erhalten hat. Er nennt mich Schah-Zadé, was soviel heißt wie Verwandter des regierenden Hauses, und manchmal macht er ein langes Gesicht, wenn ihm die Einwohner auf seine Fragen ganz naiv antworten, daß sie sich viel glücklicher unter russischer als unter persischer Herrschaft fühlen. Ihr wißt, daß alle Provinzen, die ich durchreise, vom Fürsten Paskewitsch Persien abgenommen wurden. Volk und Sitten, Städte und Dörfer sind persisch, auch wird es mich interessieren, die berühmte Festung Eriwan zu besuchen, deren doppelte, zinnengeschmückte Lehmmauern, ebenso wie der merkwürdige Palast des Sardar, noch stehen.»

Eriwan, 11. Nov. 1851

«Wir sind in Eriwan angekommen, nachdem wir die letzte Nacht in einem abscheulichen Loch, Kamarlon, wie gewöhnlich in unmöblierten, nur mit Tep-

pichen und Truhen ausgestatteten Räumen verbracht haben. Ich habe einen Hexenschuß vom Sitzen am Boden und machte vergebliche Versuche, meinen Gesandten zu bewegen, seine niederträchtigen Diners und Frühstücke an einem Tisch einzunehmen. Er will es absolut nicht und zieht es vor, mit den Fingern, die er nachher abschleckt, am Boden sitzend zu speisen. Ich beneide ihn um seine Gewänder aus schönstem Kaschmir. Vor allem möchte ich eine lange Soutane aus weißem, mit Zweigen und Palmlättern durchwirkten Kaschmir stehlen und Dir schicken. Er trägt sie unter seinem Kuladja — einem offenen, bis zu den Knien fallenden Pelzrock, dessen Ärmel bis zu den Ellbogen reichen. Unterwegs wurden wir überall mit hohen Ehren empfangen. Außer unserem Gefolge von Kosaken und Kingerlis, einem kriegerischen Stamm in meist weißer, malerischer persischer Tracht, der keine Steuern zahlt, dafür aber den Grenzschutz versehen muß, schlossen sich uns in jedem Dorf zahlreiche Reiter an. Eine Anzahl von Begs und Khans kamen mit ihrem Gefolge, um den Gesandten und mich, seinen ‚Mechmendar‘ zu begrüßen. Ich habe hinreißend schöne Pferde gesehen — die turkmenischen und tatarischen Pferde gleichen sehr den arabischen — und nichts ist hübscher als ihre Aufzäumung, bedeckt mit goldenen und silbernen, in der Sonne blitzenden Anhängern und Kleinigkeiten, ja selbst mit kostbaren Steinen überladen. Der Pferdehals ist von einem Kaschmirschal umwunden, die Kruppe mit bunten, goldgestickten, im Sonnenlicht schimmernden, mit Quasten und Fransen geschmückten Scha-bracken bedeckt, und das Schweifende des Pferdes ist rot gefärbt. Nicht zu sprechen von den Reitern, die so elegant sind mit ihren flatternden Ärmeln, großen, spitzen Mützen und gold- und edelsteinverzierten Waffen.

Die wilden und malerischen Kurden begleiten uns seit zwei Tagen, bald in geringer, bald in großer Zahl, je nach der Größe des Stammes und dem Reichtum des Begs. Wie schön sind die energischen, sonnengebräunten Gesichter mit den langen, schwarzen Schnurrbärten dieser Männer, die mit ihren Sporen die Flanken ihrer kleinen, feurigen Pferde kitzeln und ihre langen, von riesigen schwarzen Straußenfederbüscheln überragten Lanzen schwingen. Wie schön sind die Gürtel, ringsherum mit Pistolen und Dolchen behangen, der mit Gold und Steinen besetzte Krummsäbel, der zur größeren Bequemlichkeit des Reiters quer über die Pferdekruppe gelegt wird, der mit Seidenquasten besetzte, eisenüberzogene, in allen Farben leuchtende und kokett über die Schulter geworfene kleine Schild. Nichts gleicht an Feinheit der Goldstickerei ihrer breit-ärmeligen Röcke und ihrer weiten, in spitzen, nach oben gebogenen roten Stiefeln steckenden Hosen, die Frauenröcken ähneln. Die Patronentaschen und Pulverhörner in allen Größen sind mit Gold und Steinen geschmückt, und die riesigen spitzen Turbane bestehen aus persischen Schals oder indischem Musselin.

Diese Reiter rennen, springen und schießen nach allen Seiten, werfen Djirrids (der klassische Wurfspeer des Orients), jagen sich, schreien, veran-

stalten Scheinangriffe und -rückzüge um unseren Wagen. Es ist eines der malerischsten Schauspiele, die man sehen kann. Die langen Kamelkarawanen, denen wir häufig begegnen, und die Bevölkerung der Dörfer, die wir durchreisen, verleihen dem Bild noch ein besonderes Relief. Hier heißen uns Bauern auf Kühen, Büffeln oder Eseln, mit großen, von Quasten oder vielfarbigen Fransen verzierten Schabracken, willkommen; dort betrachten uns von einer Mauer herab Gruppen von bis zu den Augen verschleierten, neugierigen Frauen. Magere Derwische, braun wie die Dörrzwetschgen, mit großen, spitzen Mützen, braun- und weißgestreiften Mänteln, die Streitaxt über der Schulter und den Korb mit Kokosnüssen am Arm, heulen ihre Gebete und bitten um Almosen. In jedem Dorf schlachten sie bei unserer Durchfahrt Hämmel und lassen das Blut unter die Räder rinnen. Das ist, nach der Landessitte, der Willkommensgruß.»

St. Petersburg, 30. Januar 1852

«Jeden Vormittag habe ich Dienst, im weiteren Verlauf des Tages mache ich unerläßliche Besuche, und abends habe ich Bälle und Soireen bis 2 Uhr früh, die Diners vor den Soireen nicht mitgerechnet. Seit einigen Tagen hat mein Schicksal eine vollständig neue Wendung genommen. Zuerst, in Moskau, erhielt ich für unser schönes Gefecht vom 28. Juni den Ehrensäbel mit der Inschrift ‚Für Tapferkeit!‘ und einen höchst schmeichelhaften Bericht im offiziellen Journal. Das ist eine erfreuliche Auszeichnung, denn man trägt sie für alle Grade am St.-Georgsband. Dann am zweiten Tag nach meiner Ankunft hier, ernannte mich der Kaiser, ohne daß irgendjemand, auch nicht der Thronfolger, davon gesprochen hätte, zu seinem Adjutanten, und der Großfürst schickte mir meine Ausrüstung. Ihr könnt Euch denken, wie glücklich ich über diese ganz unerwartete Auszeichnung bin, und daß ich alles tun werde, um sie zu verdienen. Der Kaiser empfing mich allein in seinem Arbeitszimmer, umarmte mich, sprach wie ein Vater zu mir, gab mir meinen Dienst betreffende Ratschläge und prüfte meine Fortschritte in der russischen Sprache, die ihn zufriedenzustellen schienen. Kurz, er ist ein Mann, für den ich mich mit Vergnügen in Stücke hacken lassen würde.

Am Tage meiner Ankunft überbrachte ich dem Großfürsten und der Großfürstin Helene einen Brief der Fürstin Gagarin. Ich wollte mich nicht anmelden lassen, weil ich nicht wußte, ob es ihnen angenehm sein würde, aber sie ließen mich kommen und behielten mich länger als eine Stunde. Der Thronfolger empfing mich wie immer als Freund allein in seinem Arbeitszimmer. Er unterhielt sich lange mit mir über alles, was mich interessiert und wollte meine Meinung über alle möglichen Leute und die Begebenheiten im Kaukasus hören, über die ich freimütig sprechen zu müssen glaubte. Seitdem war ich jeden Tag

bei ihm oder der Großfürstin, bald vormittags alleine, bald zum Essen im Familienkreis, bald abends zu Konzerten, wo Grisi, Mario und Ronconi sangen, zu Bällen oder in ihrer kleinen Loge im französischen Theater. Sie behandeln mich wie ein Familienmitglied. In der Gesellschaft wurde ich ebenfalls sehr gut aufgenommen, und ich fand hier wirkliche Freunde, wie die Bariatinskys, Adlerberg und Kotschubey. Die kaiserliche Gnade verschafft mir viele Neider: man findet, ich sei sehr schnell befördert worden. Ich halte mich so ruhig wie möglich und vermeide es, von mir zu sprechen, um niemandem Grund zur Nachrede zu geben. Trotzdem haben meine *guten* Freunde das Gerücht verbreitet, ich hätte schlecht von der russischen Armee gesprochen, welche meines Erachtens die beste der Welt ist, und ich öffne den Mund nur, um sie zu loben. Glücklicherweise kennt der Kaiser die Welt und weiß, woran er sich zu halten hat.

Seitdem ich Adjutant des Kaisers bin, ist mir mein persischer Gesandter entrissen worden. Er wird von meinem Adjutanten, Hauptmann Alexandrowsky, betreut. Diese ganze Menagerie bezeigt mir alle Freundschaft, und ich habe ihnen auch die Reise von Tiflis nach Petersburg (6 tödliche Wochen) auf jede Weise erleichtert. Überall empfing man uns mit großen Zeremonien und mit Musik, so daß sich Saphir-Makhsous-Sader-Mirza-Mohamed-Husseini nach die Finger leckt. Er ist ein guter Alter, der mir einen herrlichen Kaschmir schenkte, den ich Dir schicken werde, liebe Mama.

In Erwartung einer Wohnung residiere ich in einem Haus des kaiserlichen Hofstalls bei einem guten Freund, einem alten Bekannten des Musterregiments, dem Major Sewow, Stallmeister des Kaisers.»

St. Petersburg, 15. Jan. 1852

«Vor etwa 8 Tagen hat mich der Kaiser für einige Zeit dem Gardekavallerieregiment zugeteilt, damit ich den Dienst beim Korps lerne. Ich bin sehr zufrieden, denn ich hatte sonst nichts zu tun und fast keine Ahnung vom mechanischen Dienst. Da ich Dragoner bin, hätte ich nach Peterhof gehen sollen — 30 Werst von hier — zum Regiment der Gardegrenadiere zu Pferd. Dank spezieller kaiserlicher Gnade wurde ich den Kürassieren zugeteilt. Der Kaiser sagte selbst, daß er mich in Petersburg behalten wolle. So bleibe ich in der Nähe seiner Person und trage meine Uniform weiter. Vorerst habe ich nichts zu tun, als dem Dienst beizuwohnen. Später wird man mir wahrscheinlich eine Schwadron, vielleicht eine Abteilung geben, denn als Oberstleutnant der Armee bin ich nur Hauptmann in der Garde, deren Abteilungen von Obersten kommandiert werden.

In einigen Tagen werden ich en petit comité bei Betsy Bariatinsky Komödie spielen. In ‚La Vendetta‘ glänze ich in der Rolle des Jacopo mit der Herrin des

Hauses, welche die Colomba darstellt. Einer der Fürsten Trubetzkoy spielt den Ursino, der Fürst Lieven den Rinaldini, Fürst Galitzin den Leoni, Peter Wittgenstein den Unteroffizier, Fürst Bariatinsky, Labanow und Graf Schuwalow sind Polizisten. Vornehme Gesellschaft, aber wenig Talent, wie das öfters in der vornehmen Gesellschaft anzutreffen ist!

Außerdem finden täglich große Empfänge und Soireen statt, wo sich Lablache, Mario, Tamberlick, Ronconi, Mme Viardot, Medori und Mlle Lablache produzieren. Viel Licht, Perlen, Diamanten, Hitze, Luxus, eine Unzahl schöner Frauen und dennoch viel Langeweile. Ich unterhalte mich nur in einigen kleinen Zirkeln gut, wo man manchmal ein vernünftiges Wort hört. Eine große Hilfe sind meine beiden Reisegefährtinnen, Frau von Seebach und Frau von Kalergi, zwei reizende, kluge Frauen, mit denen ich Freundschaft geschlossen habe.»

Tolstois «Krieg und Frieden» und Pasternaks «Doktor Schiwago»

PAUL MARTI

Doktor Schiwago trifft häufig mit in der Regel etwas wirren Tolstoianern zusammen; immer neu setzt er sich mit geschichtsphilosophischen und ästhetischen Gedanken Tolstois auseinander. Aber es gibt wesentlichere Gründe, die nach der Lektüre von Pasternaks Roman zu «Krieg und Frieden» greifen lassen.

Die Ereignisse, die Tolstoi dichterisch gestaltete — etwa von 1861 an während zehn Jahren —, geschahen in den Tagen seiner Väter und Großväter. Von Historikern, die er zu Rate zog, erwähnt er scharf ablehnend nur Adolphe Thiers.

Der vor dem 3. Koalitionskrieg 1805 einsetzende Roman gipfelt im Einfall Napoleons, dem Brand Moskaus und der Katastrophe der großen Armee. Der Zar, sein Hof, Kutusow und Bagration, dann aber Napoleon mit seiner Generalität, die Hofgesellschaft in Wien und Berlin treten handelnd auf. Der Leser nimmt jedoch vorwiegend Anteil am Geschick von Männern und Frauen, die